

Sprachspiele zum Zusammenleben.

Wie sprechen Menschen im Alltag über das Zusammenleben? Langjährig Ansässige in drei Quartieren einer Stadt in der Deutschschweiz wurden im Rahmen von Gruppendiskussionen gebeten, sich dazu zu äussern, wie sich aus ihrer Sicht das gesellschaftliche Zusammenleben gestaltet. Wer ist dabei im Sportverein, im Schulnetzwerk, am Stammtisch, in den Nachbarschaften, im Kirchenverein, im Engagierten-Forum? Wer bleibt aussen vor? Und wie wird das alltägliche Tun begründet? Welche Erklärungsbausteine und Argumentationsmuster, welche «Sprachspiele» werden beim Sprechen über das Zusammenleben verwendet?

Beim Sprechen über «die andern» kommen unterschiedliche Argumentationsmuster zum Tragen. Je nach Situation und Kontext werden bewusst oder unbewusst Mechanismen von Einschluss und Ausschluss aktiviert. Wie offen oder geschlossen eine Gruppe gegenüber «Fremden» ist, lässt sich anhand von typischen Argumentationsweisen, von «Sprachspielen» herausarbeiten. Diese wiederum können Aufschluss darüber geben, wie sehr ein Verein, ein Netzwerk oder ein Stammtisch bereit ist, sich gegenüber dem Anderen oder dem Fremden zu öffnen. Mit Blick darauf, ob und wie gängige Sprechweisen für die Integrationsarbeit genutzt werden können, beauftragten die Koordinationsstelle für Integrationsfragen des Kantons St. Gallen und die Eidgenössische Ausländerkommission ein Forschungsteam des Lehrstuhls für Organisationspsychologie der Universität St. Gallen, eine Untersuchung in konkreten Feldern des Alltags durchzuführen.

Zwischen rhetorischer Übung und Handlungsimpuls: Vier Sprachspiele

Mittels einer diskurspsychologischen Analyse konnten bei den moderierten Gesprächen im Quartierverein, im Sportclub, im Elternnetzwerk, in der Stammbeiz und an weiteren Orten, wo sich Menschen in der Freizeit bewegen, vier in sich schlüssige

Muster herausgearbeitet werden. Diese Muster, auf die die Diskussionsteilnehmenden regelmässig zurückgriffen, sind mit Wittgenstein als «Sprachspiele» – Spiele, die mit dem gleichen Sprachbaukasten immer wieder aufs Neue gespielt und gefestigt werden – zu verstehen. Vier Sprachspiele konnten herauskristallisiert werden:

- Sprachspiel 1: Das politisch korrekte WIR
- Sprachspiel 2: Das offen abwertende DIE
- Sprachspiel 3: Das politisch korrekte ALLE!
- Sprachspiel 4: Das reflektierende ALLE?

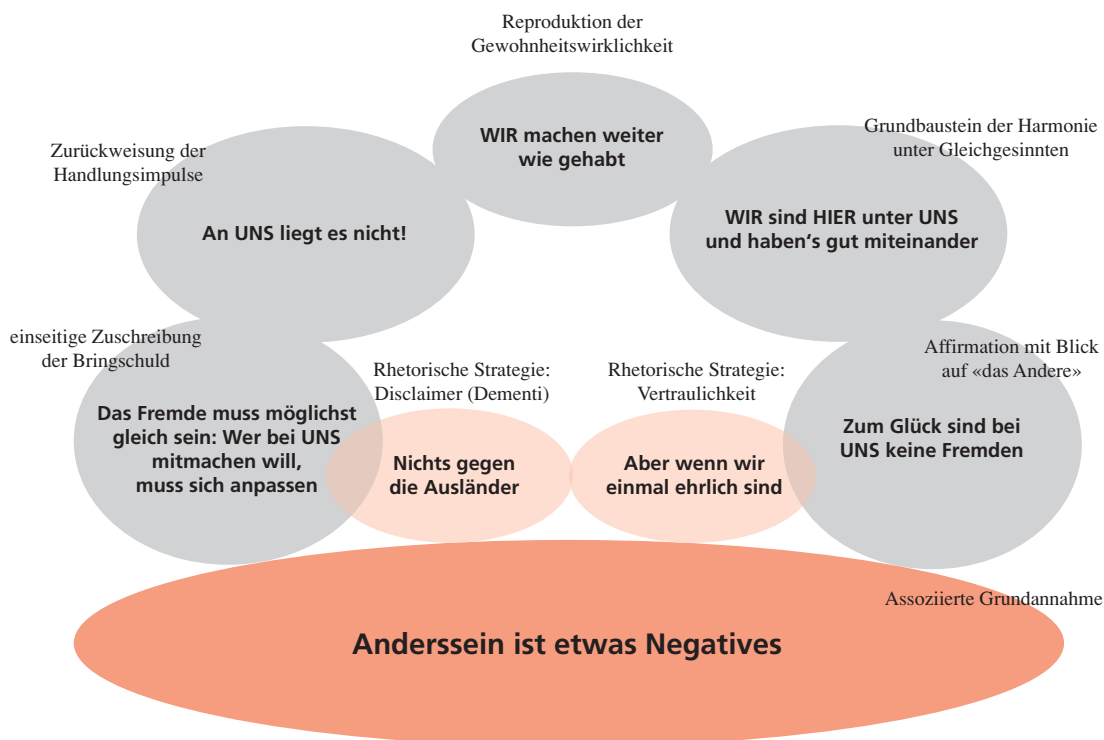
Zwei der vier Sprachspiele, die besonders häufig anzutreffen sind, seien hier näher erläutert: Sprachspiel 1, das in der Alltagspraxis als ausgesprochen relevant sich erweisende «politisch korrekte WIR», sowie Sprachspiel 4, «das reflektierende ALLE?» Während Sprachspiel 1 einen Ausschluss von «Fremden» politisch korrekt legitimiert, zeigt Sprachspiel 4 Reflexionsmomente und Handlungsimpulse auf.

Das politisch korrekte WIR

«Wir sind hier unter uns und haben's gut miteinander.» Diese Aussage ist der Grundbaustein dieses Sprachspiels. Zum Ausdruck kommt, dass man das Zusammenleben unter seinesgleichen als ausgesprochen harmonisch empfindet. In diesem Sinne werden die eigenen Ansprüche an Harmonie und Homogenität betont: «Man ist [hier] eher bereit, als Eltern das Kind in eine Spielgruppe zu geben, weil man genau weiss, dass diese Spielgruppe [...] den eigenen Anforderungen genügt. Also es ist eben in der Regel eine Harmonie da mit Gleichgesinnten.»

Eine zweite Variante des Themas «WIR unter UNS» – hier bezogen auf eine Quartierbeiz – betont besonders das Vertraute: Person (P) 1: «Also, wir hier haben ausschliesslich Stammgäste [...], man kennt jeden, jeden.» [...] Diskussionsleitung: «Was gefällt Ihnen hier [im Quartier]?» P1: «Eben genau das, das Persönliche, dass man eigentlich jeden kennt und jeden Tag weiss, wer kommt. Das find ich noch so schön.»

In der Ausgangssituation dieses Sprachspiels wird grundsätzlich nur vom WIR gesprochen, während das Andere nicht ins



Grafik 1: Das politisch korrekte WIR.

Blickfeld gerät. Herangezogen werden positiv konnotierte Elemente wie «Harmonie», «Zusammenhalt», «Kameradschaft», «Engagement», «Miteinander» oder «Geselligkeit». Ein zweiter Baustein kommt hinzu, wenn der harmonische Ist-Zustand ausführlicher begründet werden muss. Denn die Sprechenden sind sich in der Regel bewusst, dass ein homogenes Umfeld keineswegs als selbstverständlich angesehen werden kann. Damit wird das Fremde nicht explizit abgelehnt, sondern weiterhin auf das WIR verwiesen («wir haben Glück, dass sie nicht hier sind»). Spätestens an dieser Stelle fällt den Diskussionspartizipierenden in der Regel auf, dass ihre Ausführungen als ausgrenzend verstanden werden könnten. Um dem vorzugreifen, steht bei diesem Argumentationsmuster ein reichhaltiger Fundus an rhetorischen Strategien bereit. Insbesondere werden entsprechende Dementi angeführt, mittels derer der eventuell aufkeimende Verdacht zurückgewiesen werden kann: «Wir haben nichts gegen Ausländer ...». Daran schliesst sich oft eine vertrauliche Mitteilung an: «Aber unter uns gesagt, wenn wir einmal ehrlich sind ...»

Im Anschluss an die Versicherung, dass man sich keineswegs politisch inkorrekt verhalten wolle («ich will jetzt nicht ausländerfeindlich sein»), wird eine «quasi-objektive» Beobachtung vertraulich geschildert: «[A]ber es ist so» oder: «es sind eben wieder die Quartiere mit Ausländern!» Entsprechend eng verknüpft treten die beiden rhetorischen Strategien «Dementi» und «Vertraulichkeit» auf. Der Bruch mit der politischen Korrektheit wird sorgsam eingeleitet. Er erfolgt nur unter vorge-

haltener Hand unter dem Siegel der Vertraulichkeit – gleichsam als «politisch korrekter» Bruch mit der politischen Korrektheit.

Grundlegend ist hier die Annahme, dass Anderssein zwangsläufig etwas Negatives darstellen müsse: P 2: «*Sie sind [sonst ja] auch ausgesetzt, [...] dass sie irgendwo nicht mitmachen können [...].*» P 3: «*Mhm, einzelne wären dann anders als alle anderen. Das wollen [sie] ja nicht.*»

Wenn das Andere etwas Negatives darstellt, erstaunt es nicht, dass Integration als Assimilation verstanden wird. Man möchte davon nichts sehen, aber man kann sich damit arrangieren. Im Gegenzug dafür, so die Annahme, könne erwartet werden, dass die Anderen sich Mühe geben, möglichst «gleich» zu sein: «*[S]olange sie [die Deutschen] nicht durch das Quartier durchrasen mit der deutschen Fahne, wenn sie das Fussballspiel gewonnen haben, sind wir eigentlich beruhigt, [...] weil die sind ja zivilisiert. [...] Sie sind auch Ausländer, ganz klar! Nur sind es – einfachere für uns [...]. Die, die sieht man auch am Sonntag in der Kirche wieder, die Deutschen. [...] Also – auf gut Deutsch gesagt, die verstehen, die sind, die sind – ja, die [schauen] die gleichen Fernsehprogramme und so weiter [...]. Sie haben vielleicht eine andere Sprache, aber sie sind – sonst gleich.*»

Damit findet eine einseitige Zuschreibung der Bringschuld statt. Ausschliesslich den Anderen müsse es gelingen, möglichst



Grafik 2: Das reflektierende ALLE?

wenig auffällig zu sein und damit Akzeptanz und Teilhabe zu erlangen. Mit dieser Zurückweisung ist der Handlungsimpuls hin zur Öffnung plausibel abgewehrt. In der Folge wird betont, dass man weitermache wie gehabt. Hier schliesst sich der Argumentationskreis des politisch korrekten WIR, denn «WIR sind hier unter UNS und haben's gut miteinander».

Das reflektierende ALLE?

Einen anderen Ausgang nimmt Sprachspiel 4. Hier findet eine Reflexion der Handlungsmöglichkeiten der «immer schon Da-gewesenen» statt. Am Ausgangspunkt steht eine Reflexion des Alltags im WIR. Die Harmonie in Sprachspiel 1 zeigt sich hier von anderer Seite: Das «Beizensterben», das «Sterben der Vereine» oder das häufig erlebte mangelnde Engagement von Personen, die nicht zu den einschlägig bekannten «Engagierten» gehören, werden hier als problematisch für das Zusammenleben thematisiert: P1: «Also, das Quartier lebt schon relativ stark, oder. ABER es sind auch immer dieselben dabei.» P3: «Es sind die Gleichen, [...], immer die Gleichen, die sich engagieren, die am Grill stehen an diesem Fest oder am anderen und helfen kommen.»

Dabei stellt man fest, dass man ja eigentlich immer nur unter seinesgleichen sei: «Aber so Türken oder Jugoslawen, oder, das habe ich also wirklich sozusagen nie, ich habe vielleicht einmal eine gehabt in all diesen Jahren [...]. [I]ch weiss den Grund auch nicht, aber es ist mir auch schon aufgefallen hauptsächlich eigentlich nur Schweizer.»

Veranlasst durch die Problemstellung («es läuft hier nicht ideal»), tasten sich die Teilnehmenden im Laufe der Gruppendiskussion an entsprechende Annahmen heran. Dass Anderssein nicht automatisch etwas Negatives darstellen müsse, sondern Vorteile bringen könnte, wird hier nicht als gegeben vorausgesetzt, sondern im Gesprächsverlauf erarbeitet: Kann Vielfalt etwa ein Vorteil für ALLE sein? Und wie könnte dieser Vorteil

produktiv erschlossen und von allen genutzt werden? Hier findet ein Perspektivenwechsel und damit ein Nachdenken über die Situation derer, die neu hinzukommen, statt. Dies illustriert die folgende Passage, die aus einer Gruppendiskussion eines Vereins stammt: P10: «Aber, jemand jetzt gerade, der neu hinzukommt, also, ich wüsste jetzt auch nicht wo [er hier Kontakte knüpfen kann], ehrlich nicht. [...] dann ist es elend schwierig, um an jemanden heranzukommen, wenn du neu bist, vor allem, weisst du, das Quartier ist ja bestehend und du kommst als Neuer hinein und wie findest du den Anschluss, also.» P7: «Über die Kinder.» P10: «Ja, und wenn keine Kinder da sind, weisst du?» [...] P10: «Nein, ich wüsste nicht wie [...], echt nicht.» [...] P6: [überschneidend] «Und ich denke auch, in einen Verein, in einen Verein gehst du nicht einfach so, also wenn jetzt du in ein Quartier hineinkommst, du kennst noch keinen Menschen» [...] «Also, ich glaube, dann würde ich NICHT gehen. Aber, wenn ich jetzt irgendwo, äh, eben beim Metzger oder beim Beck oder beim Quartierlädeli [...] jemanden paar Male sehen würde [...] und irgendwie käme es so zum Gespräch und du würdest sagen, du ich bin im [...]Verein hast du nicht auch Lust, dann würde ich gehen, weil dann hättest du eine Bezugsperson, aber wenn ich gar niemanden hätte, also ich wäre nicht der Typ. [...]» P10: «Und bei uns ist, glaube ich, auch noch nie jemand so gekommen, einfach alleine, jemand Fremder, oder, also jemand Neuer.»

Eine andere Diskussionsrunde, die zunächst die mangelnde Teilnahme «der Anderen» beklagt hatte, reflektiert, dass sie selbst auch kaum Einladungen annehmen würden, die über die altvertrauten Kontakte hinausgingen: P6: «Also sie sind genauso offen, [...] was ich erlebe, wirklich genauso offen, wir nehmen es nur zu wenig wahr. [...]» P3: «[D]as sind auch Angebote, wo stehen, wo wir zum Teil wahrscheinlich auch zu wenig wahrnehmen [...]» P6: «[Er] hat uns noch in vielen Sektoren eingeladen, aber wir gehen auch nicht einfach so mit wehenden Fahnen.»

Als Folge dieser Reflexionen stellen die Teilnehmenden Überlegungen an, ob sie selbst nicht einmal etwas ander(e)s machen könnten. Hier zeigen sich erste Handlungsimpulse. Sei dies, dass man nun die Einladung in die Moschee annehmen, Ball-sportkurse für Einsteigerinnen anbieten oder anderweitig das eigene Konzept mit Blick auf (noch) nicht dazugehörige Personen verändern bzw. erweitern möchte – das «Andere» soll hierbei in die konkrete Alltagshandlung aufgenommen werden.

Zwischen Stagnation und Veränderung: Ausblick

Personen, die über Zusammenleben sprechen, stehen elab-orierte Sprachspiele zur Verfügung. Manche sind weithin ge-läufig und vertraut, andere eher ungewohnt. Die Analyse hat vier solcher Sprachspiele aufgezeigt, zwei davon wurden hier beschrieben. Das Anliegen dabei war zu fragen, welche As-

pekte sich dabei als stabilisierend («wir machen weiter wie gehabt») und welche sich als kreativ verändernd («wir könnten ja einmal etwas anderes machen») erweisen. Bedeutsam sind dabei nicht zuletzt die rhetorischen Strategien: Werden Dementi («ich habe gar nichts gegen ...») und Vertraulichkeit («aber unter uns gesagt ...») als Stabilisatoren von Gewohnheitswirklichkeiten erkannt, die in schwierigen Gesprächs- und Rechtfertigungssituationen vom Handlungsdruck entlasten, verlieren sie ihre Funktion und hinterlassen eine vage Lücke. An diesen Bruchstellen öffnen sich eingefahrene Muster und entstehen neue Suchbewegungen. An welchen Stellen, so lässt sich auf dieser Grundlage fragen, könnte produktiv zwischen den verschiedenen Sprachspielen gewechselt werden? Wie lassen sich neue Verknüpfungen initiieren und als Brücken hin zu anderen Handlungsmöglichkeiten nutzen?

Von Bedeutung ist sicherlich, einer vorgespürten Argumentation zu widerstehen und die Neugier auf Handlungsspielräume zu behalten und zu schärfen. So erweist sich insbesondere das praktische Bedürfnis nach Veränderung und Veränderungsfähigkeit im alltäglichen Zusammenleben als Motor für neue Wege einer weniger problembehafteten Integration im Alltag. In diesem Sinne fiel immer wieder auf, in welchem Ausmass gerade die Methode der Gruppendiskussion bzw. der geselligen, alltagsnahen Gesprächsrunde nicht nur Analyseinstrument, sondern bereits Intervention darstellt. «Über Zusammenleben sprechen», praxisnah und vor Ort mit Akteurinnen und Akteuren des Alltags, ist damit ein wichtiger Schritt, um das Thema nicht nur für Fachleute oder Betroffene, sondern für ALLE zugänglich zu machen. Nicht als abstrakte Denkleistung, sondern als konkretes Gestalten: «So läuft's nicht gut – wie kann es anders laufen?» In der Nachbarschaft, im Kegelclub, in einer Jugendgang oder beim Sportverein redet man vielleicht nicht über «Integration». Dafür aber durchaus darüber, wie es einem tagtäglich in den eigenen Netzwerken und mit den Organisationsformen der Bezugsgruppen ergeht, wer mitmacht und wer nicht, wer einlädt und eingeladen wird, wer kommt und wer nicht kommt. Einschluss und Ausschluss im Alltag.

Literatur

Nentwich, Julia C., Anja Ostendorp, 2006, Über Zusammenleben sprechen: Integration im Alltag. Vortrag an der Jahrestagung der Eidgenössischen Ausländerkommission EKA am 16. November 2006 in Biel.

Nentwich, Julia C., Anja Ostendorp, 2007, Über Zusammenleben sprechen: Integration im Alltag. Abschlussbericht des Forschungsprojekts «Zusammenleben im Quartier». St. Gallen.

Nentwich, Julia C., Anja Ostendorp, 2012, Weltoffenheit unter Gleichgesinnten: Widersprüchlicher Ein- und Ausschluss als diskursive Alltagspraxis. *Swiss Journal of Psychology*, 71(4), 175–185.

Le « vivre ensemble » à travers le prisme du discours

Comment parle-t-on du « vivre ensemble » au quotidien ? Pour répondre à cette question, des immigrés installés de longue date dans trois quartiers d'une ville en Suisse alémanique ont été invités à s'exprimer, en groupes de discussion, sur leur propre conception du vivre ensemble. Qui fait partie d'un club de sports, d'une association de parents d'élèves ou d'une association de quartier ? Qui retrouve régulièrement les habitués d'un café, s'engage dans les activités d'une paroisse ou dans un forum ? Qui reste à l'écart ? Comment le quotidien est-il présenté ? Et quels sont les éléments d'explication, les modes d'argumentation et les formes de discours utilisés ?

L'analyse des discussions ainsi menées a permis d'identifier quatre approches récurrentes dans ce discours sur l'intégration au quotidien. L'étude relève notamment (pour n'en citer que deux) l'utilisation très répandue d'un « NOUS » politiquement correct, qui légitime politiquement l'exclusion de l'autre et sous-entend une obligation unilatérale d'adaptation ; et la remise en question d'un « TOUS », qui traduit une vision plus fragmentée du sujet, ouvrant la voie à de nouvelles pistes de réflexion et d'action, hors des sentiers battus. Avec, à la clé, de nouvelles possibilités à travers une définition commune de l'inclusion.

Julia Nentwich recherche sur les questions de l'intégration, de la participation, du genre et de l'organisationnelle.

Anja Ostendorp s'intéresse à la psychologie des groupes, au pouvoir et à la (communicationnelle) direction ainsi qu'à la formation, à la supervision et à la médiation.

Les deux auteures enseignent la psychologie à l'université de St. Gallen.